

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 1.

Sonntag, den 1. Januar 1905.

20. Jahrgang.

Die Temperanz-Poëie.

Silvester-Humoreske

von

Friedrich Thieme.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Du, Deine Tante hat mich wieder zum Silvester ein-
geladen.“

„Nicht auch?“

„Und mich auch.“

„Also, das ganze Quartett — hah,“ rief Premier-Leutnant Victor von Hellfeld lachend, indem er sich vergnügte den schwarzen Schnurrbart strich. „Und Ihr gedenkt annehmen?“

„Dann man anders?“ erwiderte Hauptmann Vogel ge-
dehnt. „Die Geheimrätin von Hellfeld ist ja die Schwägerin
des Obersten.“

„Leider,“ seufzte Leutnant von Bose.
„Leider? Ihr scheint zu vergessen, daß Ihr von meiner
Tante sprecht.“

„Sehe Dich nur nicht aus hohe Pferd,“ lachte Wolf
von Nort.

„Wenn ich noch an das Gesicht denke, das Du vorigen
Silvester jagst, als Du statt des ersehnten Punsch's die
matte Zitronenlimonade über die Bunge lief.“

„Derr — halt ein!“ schrie Victor entsetzt. „Erinnere
mich nicht daran, Wolf! Offensichtlich, Kameraden, mir
graut's auch diesmal davor. Vier, fünf Stunden zu sitzen,
und bei solchem Anlaß, ohne daß ein fröhlicher Becher das
Mahl würzt und die Stimmung erfrischt! Ihr wißt, ich
bin ein mäßiger Trinker — aber Gesellschaft ohne einen
stimulierenden Schluck Punsch, Wein oder Bier, und be-
sonders ein Silvesterabend ohne eine dampfende, erquickende,
begeistrende Bowle ist nun einmal ein Unding.“

„Bravo!“

„Mir aus der Seele gesprochen!“

„Ganz meine Meinung!“

„Meine Tante ist nun einmal eine verblissene Abstinen-
tin,“ fuhr Victor in komischer Enttäuschung fort. „Ihr mag
das freilich nicht viel bedeuten, da sie sich nie viel aus
Wein und Bier gemacht hat; mein armer Onkel empfindet's
schon härter. Aber er muß mitmachen.“

„Nur?“

„Er ist zu gutmütig, um zu opponieren — und um
des lieben Friedens willen — Ihr versteht.“

„Du machst wohl auch um des lieben Friedens willen
mit?“ fragte der Hauptmann lachend.

„O, nein, um seiner schönen Cousine Hedda willen,“ rief
Wolf.

„Wissenschaft,“ lachte Victor. „Indes — Hedda oder nicht
— die Aussicht auf eine so wässrige Silvesterfeier ist mir
im höchsten Grade unangenehm. Ich bin fest entschlossen,
diesmal nicht ohne meinen Punsch, das neue Jahr anzu-
treten, und Heureka!“ unterbrach er sich plötzlich, „ich
habe da eine herrliche Idee.“

„Was denn für eine?“

„Laßt mich nur agieren; Ihr sollt Euren Punsch bei
Tante Christine schlürfen wie nur je im Kasino.“

„Du wirst sie nie herumbringen, alter Freund!“

„O, ich weiß, was ich sage — sie soll selber mittrinken!“
„Wenn Du es fertig bringst, stelle ich Dich neben Ca-
paccio und Borsio,“ meinte zweifelnd Wolf von Nort. „Was
hast Du denn vor, Kamerad?“

„Nur Geduld — ich bin des Sieges sicher. Ich hoffe
sogar noch mehr zustande zu bringen, als das. Ich hege
noch einen zweiten Plan. Entbalst Euch jeder Frage —
es genügt Euch, daß Ihr morgen einen so fröhlichen Sil-
vester feiern sollt, als nur je in Eurem Leben. Besonders
der Ausgang soll Euch und mir gefallen.“

Trotz aller Bitten und Fragen der Freunde sprach
Victor von Hellfeld kein Wort weiter über das Thema,
dagegen erhob er sich bald und verabschiedete sich mit
der Entschuldigung, er müsse sofort an die Ausführung
seines Planes gehen, da die Zeit kurz sei. Lachend und
kopfschüttelnd blieben die jungen Leute ihm nach.

II.

Eine Stunde später stand Victor dem Sohne des Chefs
der angesehenen Firma Münchenbach & Co. gegenüber.

„Auf ein Wort, lieber Münchenbach — Sie sind doch
im Besitz eines Heftmagazins?“

„Mehrere, bester Herr,“ entgegnete kopfnickend der
reiche Kaufmannssohn.

„Ah, recht schön — wollen Sie mir einen großen Ge-
fallen tun?“

„Ebenfalls mehrere.“

„Gut — sehen Sie, was ich hier geschrieben habe. Lassen
Sie das bitte von einem jungen Manne recht sorgfältig mit
Heftmagazintinte schreiben, machen Sie mir einige Ab-
züge davon — ein halbes Duzend genügen — und senden
Sie einen von diesen in einem Couvert ohne Firma unver-
züglich an diese Adresse.“

„An Ihre Frau Tante?“ forschte der Kaufmann, ver-
wundert das ihm hingehaltene Papier anstarrend.

„Ganz recht — es handelt sich um einen Scherz.“

„Mit Vergnügen erfülle ich Ihren Wunsch,“ erklärte
Münchenbach sich bereit. „In einer Stunde können Sie die
Abzüge haben.“

„Wärmsten Dank. Und die Sendung.“

„Wird sofort nach Fertigstellung expediert.“

Zufrieden entfernte sich Victor. Er ging geradenwegs
nach dem Hause seiner Tante. Wie er voraus gewußt, traf
er sie um diese Stunde nicht an; statt ihrer empfing ihn
seine Cousine Hedda, eine allerliebste Blondine mit Ber-
gshimmelschmuck.

„Jamos, daß ich Dich allein treffe, Cousinchen,“ be-
grüßte sie Victor erfreut. „Ich habe etwas Wichtiges mit
Dir zu besprechen.“

„Kenne ich schon, mein Herr Leutnant,“ erwiderte das
schöne junge Mädchen schelmisch. „Wenn ich nun aber nichts
hören will?“

„Eitles Kärtchen — denkst Du, ich komme, um Dir eine
Liebeserklärung zu machen?“

„Dann laufen Deine wichtigen Konversationen denn
darauf nicht immer hinaus?“

„Ist Dir das unangenehm?“

„Nah, wenn man ewig das gleiche zu hören be-
kommt.“

„Daran bist Du doch nur allein schuld — erhöre mich,
und das Thema ist abgetan für immer.“

„Sollte mir leid tun,“ versetzte Hedda lachend.

„Möchte wissen, was das gnädige Fräulein an mir
auszusetzen hätte?“

„Den ganzen Herrn!“

Victor blinzelte sie pfiffig an. „Stelle Dich, wie Du
wilst, Cousinchen, ich weiß doch, daß Du mich gern hast.“

„Viel Selbstgefühl!“

„Ich bin Leutnant!“

„Du wirst nie ein Javort von meinen Lippen hören.“

„Ich werde Dich zwingen.“

„Versuch' es.“

„Alles zu seiner Zeit, mein Kind,“ lenkte er lächelnd
ab. „Jetzt hab' ich ein anderes Anliegen. Hör' mal an.“

Hedda lachte mit der ganzen Aufmerksamkeit einer
jungen Dame, der ein Leutnant etwas erzählt.

„O, das ist aber unartig,“ schalt sie, als Victor zu
Ende war.

„Ich was — ein Scherz — ein köstlicher Spaß.“

„Den Mama niemals verzeihen wird.“

„Sie kann mir gar nicht böse sein — als ihrem Neffen
und Schwiegersohn.“

„Schwäger.“

„Wirst' ja erleben. Also, Du hilfst mir, Cousinchen?“

„Was soll ich denn dabei tun?“

„Ich brauche den Onkel als Bundesgenossen. Du sollst
ihn überreden.“

Dazu erklärte Hedda sich freilich nicht leicht bereit.
Zuletzt aber siegte doch des jungen Offiziers Ueberredungs-
kunst. Sie überzeigte sich, die Sache laufe nur auf einen
Silvesterherz hinaus, und versprach feierlich, den Papa
herumzutreiben.

„Sobald es geschehen ist, schreibe mir eine Mohr-
postkarte.“

„Auf Deine Verantwortung!“

„Versteht sich — ich nehme alle Schuld auf mich.“

Nach am Abend gelangte die Mohrpostkarte in Vectors
Besitz. Sie enthielt nur die Worte: „Papa unser. Hedda.“
Victor lächelte triumphierend in sich hinein.

III.

Im Salon der Frau Geheimrätin war eine nicht große,
aber sehr heitere Gesellschaft versammelt, bestehend aus
dem Geheimrat, seiner Gattin und Tochter, Victor und
seinen drei Freunden, der Mutter Vectors und einigen
anderen Verwandten und Freunden der Hellfeldischen Fa-
milie. Auf der Tafel prangte eine köstliche Bowle von
Apfelsimonade, von der Frau Geheimrätin nach einem selbst
erfundenen Rezept bereitet — ein Getränk, das offenbar
nicht recht nach dem Geschmack der Herren war, denn sie
verzogen verächtlich das Gesicht, wenn sie es in möglichst
kleinen Schlucken hinunterschlürften. Nur Victor machte eine
rühmliche Ausnahme: zum höchsten Staunen seiner Cousine
schlürfte er die Limonade in förmlichen Studentenzygeln,
er ließ sich bereits das dritte Glas einschenken.

„Nicht wahr, es schmeckt gut?“ rief Frau von Hellfeld
erfreut.

„Einzig, Tanten — diese Würze, dieses Aroma —
und wie köstlich erfrischend!“

„So finde ich auch — und durchaus unschädlich für
die Gesundheit.“

„Das ist die Hauptsache, Tante. Ich habe seit mehr
als acht Tagen weder Wein, noch Bier getrunken, ich finde
daß es mich träge macht.“

„Brav von Dir, Victor — ich hoffe, Dich noch zum
völligen Abstinieren zu wandeln.“

„Das am Ende nicht — à propos, Tanten, weißt Du
daß ich gestern einen ganz vorzüglichen Punsch getrunken
habe, in dem sich auch nicht ein Tropfen Alkohol befand?
Unter dem Titel: „Alkoholfreier Silvesterpunsch.““

„Ah, ganz recht,“ nickte die Geheimrätin. „Ich bekam
gestern einen Prospekt zugesandt, in dem ein neuerfundenes
Getränk dieses Namens warm empfohlen wurde. Es hieß
darin, man solle bei der bevorstehenden Gelegenheit der
Silvesterfeier eine Probe damit machen und das Elgier
an Stelle des herkömmlichen Punsch's treten lassen. Ge-
schmack und Geruch seien so täuschend dem des wirklichen
Punsch's ähnlich, daß selbst ein Trinker dadurch getäuscht
werden könnte. Ich mag das fast gar nicht glauben.“

„O doch,“ versetzte Victor eifrig. „Dochter, setz — Du
weißt, ein eifriger Temperanzler — schickte mir vor einigen
Tagen einige Flaschen der Erfindung zu. Ich habe sie aus
Neugier versucht, und muß gestehen, ich war frappiert, ein-
fach frappiert. Ich hätte geglaubt, rechten Punsch zu trin-
ken.“

„Wie ist das aber möglich?“

„Soviel mir aus der beigegebenen Erklärung klar
wurde, hat der betreffende Fabrikant ein Verfahren ent-
deckt, das es ihm ermöglicht, auf chemischem Wege das Aroma
jedes Stoffs zu gewinnen. Er stellt auf diese Weise alle
nur denkbaren Essenzen her, versteht sich, alkoholfrei; die
Farbe ist ja dann Kleinigkeit.“

„Eine außerordentlich nützliche Erfindung.“

„Aber die simulierende Wirkung fehlt dann doch
solchem Trank?“ fragte skeptisch Hauptmann Vogel.

„Bitte — ganz und gar nicht,“ versetzte der Premier-
leutnant eifrig. „Nur ist sie in diesem Falle keine Wirkung
des nervenzerstörenden Alkohols sondern wird auf auto-
suggerativem Wege hervorgerufen. Man glaubt Punsch, Wein
oder Bier zu trinken, oder hat die Empfindung, als tränke
man's — und bald genug spürt man auch aus alter Ge-
wohnheit die Anregung. Schade, daß Du Dir nicht ein
paar Flaschen schon hast kommen lassen, Tanten.“

„Allerdings schade. Aber die Verkaufsstelle ist draußen
in Treppenhof — und der hohe Preis — wer traut denn gleich
der ersten besten Anpreisung. Man wird so oft betrogen.“

Ja, leider,“ stimmte Victor verständnisvoll bei.

„Wenn ich geglaubt hätte — na, Du bringst uns vielleicht
einmal eine Flasche mit.“

„Sehr gern. Liebigens — ich wohne ja nicht weit —
Johann könnte hingehen und sich von meinem Burschen die
beiden Flaschen geben lassen. Wenn die Herrschaften das
Zeug versuchen wollen.“

„... es alle. Ganz besonders Tante Hell-
feld nahm den Vorschlag mit Freuden auf. Man ent-
sandte einen Diener, der auch bald mit den paar Flaschen
zurückkehrte. Die Tante nahm diese neugierig in Augen-
schein, sie schienen gewöhnlichen Weinsflaschen, nur daß an
der Etikette in Druckschrift zu lesen war: „Alkoholfreier
Silvesterpunsch. Bester Ertrag für alle Punschessenzen und
Punschfabrikate. Geschmack, Aroma und Farbe wie bei
echtem Punsch. Anregung garantiert. Allein echt zu
haben von dem Erfinder Johann Andreas Eisenbart &
Sohnen.“

„Hedda,“ wandte sie sich an ihre Tochter, „wirst' Du
die Bereitung übernehmen?“

„Dalt!“ rief Victor abbrechend, „ich kenne das Rezept.
Ich werde alles besorgen. Bistest mir nur das nötige
kochende Wasser und das Gefäß — vor aller Augen will
ich die Bowle fabrizieren.“

Wenige Minuten später stand eine riesige Terrine, zu
dreiviertel mit kochendem Wasser gefüllt, auf der Tafel.
Nach Öffnen der jungen Mann seine Flaschen und schüttete
eilig deren Inhalt — in ganz starker Punschessenz be-
stehend — in das Gefäß. Ein aromatischer Duft verbreitete
sich im Zimmer, den die männlichen Mitglieder der kleinen
Gesellschaft mit Wohlbehagen einatmeten.

„Na, Tantenchen, duftet es nicht ganz wie wirklicher
Punsch?“ erkundigte Victor sich ernsthaft und treuherzig.

„Wahrhaftig — hm — es riecht sehr angenehm.“

„Einen Kenner täuscht es aber nicht,“ warf der Ge-
heimrat, seinem Neffen verschmitzt zusehend, ein.

„O bitte, Onkel — indessen, vollständig ist es noch
nicht. Es fehlt noch etwas dran. Der Erfinder empfiehlt,
dem Trank noch eine entsprechende Dosis Zitronen- oder
Süßholzwurzel hinzuzufügen. Hast Ihr etwas dergleichen
im Hause?“

„Papa hat sich gestern ein paar Flaschen Süßholzwur-
zel besorgen lassen,“ rief Hedda schnell.

„Vortrefflich — willst Du sie opfern, Onkel?“

„Meinetwegen,“ erklärte der Onkel, sich resigniert ge-
berdend. „Wird ein schöner Wismuschel werden.“

Hedda selbst war schon gesprungen, die im Zimmer
des Vaters bereit stehenden Flaschen selber herbeizuholen.
Der Premierleutnant nahm sie in Empfang und vernahmte
ihren Inhalt unverzüglich demjenigen seines Gefäßes, auf
diese Weise anderthalb Liter ausgezeichneten Rotwein, auf
gewöhnliche Selterswasserflaschen mit Patentverschluss ge-
füllt, in das Getränk fließen lassend.

„So — nun bitte zu kosten. Ich wette, ganz wie der
Punsch!“

Die dampfende Flüssigkeit wurde herumgereicht; mit
Entzücken schlürften die Herren den duftigen Trank.

„Wahrhaftig — ganz köstlich!“

„Entzückend — vortrefflich!“

„Einen gewissen Unterschied schmeckt man doch heraus,“
entschied sich der Hauptmann, mit Mühe das Rachen ver-
beißend. Er hielt es für besser, einige kleine Zweifel übrig
zu lassen, um nicht das Vertrauen der Geheimrätin zu
verlieren.

„Wie findest Du das Zeug, Tante?“ fragte Victor,
den Freunden zublinzelnd.

„Vorzüglich — bitte, schenke mir noch ein Glas ein.
Ich verspüre wirklich schon die anregende Wirkung.“

Anscheinend war das auch mit den andern Gästen der
Fall. Man trank mit Hochgenuss, immer lebhafter gestaltete
sich die Unterhaltung, immer verklärter wurden die Ge-
sichter. Der Hauptmann beachte ein Hoch auf Victor aus,
dessen Getränk er in schäumenden Worten erhob.

Dieser hatte jedoch nur Augen und Ohren für Hedda,
und als sie bald darauf eine Mission in der Küche zu er-
füllen hatte, folgte er ihr, erregte sie im Korridor und ergriff
ihren Arm.

„Cousinchen, noch ein Wort — es handelt sich —“

„Um eine wichtige Sache, weiß ich schon.“

„Ja, ja, aber heute entgeht Du mir nicht. Der Punsch
gibt Courage. Also, ohne Umschweife: „Wirst' Du die
Meine sein oder nicht?“

„Ach laß mich.“

„Nicht doch — ich will mich noch im alten Jahre ver-
loben. Wenn Du nicht sofort zustimmst, geh' ich hinein und
erzähle offen die ganze Punschgeschichte, und daß Du mir
dabei geholfen hast.“

„Das wirst Du nicht tun.“

„Ich mache mir nichts draus.“ Er tat drohend einen
Schritt nach der Tür.

„Victor,“ rief sie erschreckt, „Du wärst' im Stande —“

„Ich bin es. Ja oder nein?“

„Ich habe Dir erklärt, daß ich nie Ja sagen werde.“

„Also nein?“

„Nein, nein und tausendmal nein,“ rief sie lachend
mit einer Miene, die ihn sofort an ihre Seite zog, und
ihn veranlaßte, sie innig in seine Arme zu schließen. Einen
seligen Ruh tauschen die Lippen — dann riß sie sich los
und flüsterte blutrot: „Ohne Deine Drohung hät' ich nicht
gesprochen. Nun geh und rede mit Papa und Mama.“

Wenn sie jetzt aber nicht einwilligt?“

Victor schüttelte siegesgewiß das Haupt. „Der Mama
bin ich sicher — und Papa muß wohl oder übel — ich
schlag' ihn mit derselben Waffe wie Dich,“ setzte er lachend
hinzu:

„Nun, der Onkel hatte an sich gar nichts einzumenden.
Nur so schnell, meinte er, gehe die Sache nicht. „Wollen
morgen in aller Ruhe —“

„Nein, nein, lieber Onkel — so lange warten wir nicht.
Jetzt — im Augenblick — die Tante ist schon gewonnen,“
flüsterte er dringlich.

„Ach was, bis morgen wird's doch Zeit haben.“

„Gut — ich — meine Freunde warten darauf. Wenn
Du nicht willst,“ raunte er ihm lachend ins Ohr, „geh' ich
die Punschgeschichte zum Besten und verschweige auch Dei-
nen Anteil nicht.“

„Du wärst' imstande,“ lachte der alte Herr. „Na,
meinetwegen.“

Und nachdem draußen zwischen Mam, Frau und Toch-
ter ein kurzer Familienrat abgehalten worden, proklamierte
der Geheimrat die Verlobung Heddas mit seinem Neffen.
Freudiges Jauchzen darüber überall, und donnernde Hochs
mischten sich mit den Schlägen der Witternachtsglocke und
den schallenden Profit-Neujahrskrufen auf der Straße.



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 1.

Sonntag, den 1. Januar 1905.

20. Jahrgang

Edda Beerborg.

Roman von B. Riedel-Ahrens.

Vorlesung.

Nachdruck verboten.

„Mein Ziel ist das Kreuz unter den Tannen — aber ich kann nicht verlangen, daß Sie Ihr Bier im Stich lassen und werde deshalb einen Augenblick Platz nehmen.“

„Ganz, wie Sie wünschen.“

„Sie sind erstaunt, daß ich mit meiner Angelegenheit zu Ihnen komme —“

„Durchaus nicht“, entgegnete er mit dem ihm eigenen bitteren Lächeln, „ich habe längst gelernt, mich über nichts mehr zu wundern.“

„Kannten Sie den Sprachlehrer Winter?“

„Nur von Ansehen.“

Edda erzählte die Geschichte des Ehepaares. „Seine Wittwe befindet sich nun in sehr gedrückter Lage und da habe ich ihr den Rath gegeben, sich um Hilfe an Sie zu wenden, Herr Direktor.“

Gegen seinen Willen wurde auf dem stillen sympathischen Gesichte nun doch Erstaunen sichtbar.

„Verzeihung, wenn meine Frage indiscret sein sollte, aber weshalb empfehlen Sie die Frau nicht Ihrem Bräutigam?“

„Die Frage ist natürlich; es sind triftige Gründe, die mich abhielten, mit der Bitte zu Herrn von Stavenau zu kommen, er kann unmöglich der ganzen Welt helfen.“

Robert Towehl lächelte verständnißvoll.

„Sie braucht, um sich eine Existenz gründen zu können, zweihundert Mark.“

„Das ist lächerlich oder vielmehr rührend wenig“, entgegnete er. Der junge Direktor war streng genommen nicht wohlhabend genug, um eine solche Summe ohne weiteres fort zu geben, aber die bestimmte Vermuthung, daß Herr von Stavenau ihr die Bitte abgeschlagen, veranlaßte ihn, das Gegentheil zu thun.

„Frau Winter soll das Geld haben.“

„Ich dachte mir, daß Sie es thun würden, und danke Ihnen dafür.“

„Es bedarf des Dankes nicht, wo es sich darum handelt, eine Familie zu retten, Fräulein Gerborg.“

Ein Herr ritt auf seinem feinsten Braunen am Waldschloßchen vorüber; als er die beiden unter dem Kastanienbaume bemerkte, setzte er sein Monocle ein und piffte dem Wirth, der ihm ein Glas schäumenden Bieres brachte; nachdem er einige Worte mit ihm gewechselt und verstohlen zu Edda hinübergeblinzt, ritt er weiter.

„Das war der Baron von Schillingsbrod“, äußerte sie, ihm nachblickend, „er kennt mich und grüßt doch nicht — sonderbar.“

„Ich denke, es ist erklärlich“, meinte Robert Towehl. „Der Baron ist ein guter Freund Ihres Verlobten und wird es unpassend finden, Sie hier in meiner Gesellschaft zu sehen; um Ihnen also eine gewisse Beschämung zu ersparen, hielt er es für tactvoll, Sie zu ignoriren.“

„Er wird es Ralf erzählen“, dachte Edda. „Gleichviel; ich bin mir nicht bewußt, etwas Unrechtes gethan zu haben.“

„Der Baron reitet jedenfalls nach dem Biegenerlager, hätten Sie nicht Lust, sich das wandernde Völkchen anzusehen? Es

bietet sich selten in dieser Gegend Gelegenheit dazu; auch mich führt mein Weg nach dort.“

Edda schwankte — die Gedanken für und wider kreuzten sich lebhaft; mit der Stimmung für die Kreuzstätte unter den Tannen war es für heute vorbei.

„Ich gehe mit“, entschied sie endlich. „Hoffentlich ist es nicht allzu weit bis dort?“

„Nur zwanzig Minuten. Die Leute haben sich ein romantisches Plätzchen unweit der Sandgruben ausgesucht, das Sie ohne Führer schwerlich entdecken würden.“

Robert Towehl bezahlte sein Bier und beide traten die Wanderung nach dem Lager an. Es war ein schmaler, durch eine Tannenschonung sich schlängelnder Weg, den die gelbliche Sonne zwischen rasch ziehenden Wolken beschien, als plötzlich ein paar große, versprengte Tropfen fielen, denen fast unmittelbar ein heklender, lichtgetränkter Perlregen folgte. Sie flüchteten unter einen der Richtenbäume, deren Kronen ein schützendes Dach bildeten, um die Wolke vorüberziehen zu lassen. Da leuchtete vor ihnen am Himmel langsam und majestätisch, ein Regenbogen auf von wunderbarer Pracht.

Als beide noch in den Anblick der grandiosen Herrlichkeit des Friedensbogens über dem tropfenschimmernden Walde versunken waren, drangen leise, vom Windhauche getragene melodische Klänge an ihr Ohr, zuerst gedämpft, stöckende Rhythmen ohne Zusammenhang, aus denen es jubelt, lacht und weint, die Klänge einer Geige, gespielt von Meisterhand; zauberisch weich und schluchzend, dann wild und leidenschaftlich in grelle Dissonanzen verhallend, um hinzuschmelzen in die göttliche Harmonie der erlösten und befreiten Seele.

„Solches Geigenpiel“, sagte Edda, ihre Stimme dämpfend, „habe ich noch nie gehört, wer mag der Meister sein?“

„Niemand anders als einer der Biegener“, erwiderte Towehl, „nur unter ihnen gibt es geborene Künstler, welche, ohne jemals eine Note gelernt zu haben, die Stimme der Natur so wiederzugeben verstehen, wie dieser hier! Wie mir scheint, haben sie den Lagerplatz gewählt, die Töne kommen von rechts, so daß wir icht die schmale Weatbur verfolgen müssen. Da aber die breitlästigen Tannen dort sehr dicht stehen, wird es Ihnen schwer werden, dazukommen — möchten Sie nicht lieber auf Ihr Vorhaben verzichten?“

„Die Zweige sollen mich nicht abhalten, den merkwürdigen Geigenpieler zu sehen, jetzt bin ich wirklich neugierig geworden. Welch ein begnadeter Künstler muß es sein, der den Saiten solche Töne zu entlocken weiß!“

Sie lauschten von neuem, athemlos, die Regenwolke war vorübergezogen, die Sonne durchglänzte mit magisch-röthlichem Lichte den nassen Wald und dort oben waren die Farbenschatirungen des Friedensbogens noch klarer und intensiver geworden.

„Eine Feierstunde der göttlichen Natur“, sagte Robert Towehl hingerissen, „man möchte den Hut abnehmen vor so viel feierlicher Schönheit und so friedensvoll. Musik, wie sie durchgeistigt und verklärt! Das Herz schlägt dem Höchsten entgegen, man möchte in der Seligkeit des Schöpfers, in dem Verheißen

stetnes ewigen Lebens und in seiner Liebe zerfließen und fragen, ob sie das Abendwehen aus diesem oder die Morgenluft des neuen, kommenden Lebens ist."

Edda musterte ihren Begleiter unbemerkt, doch sein Aeußeres verrieth nur wenig von den begeisterten Empfindungen der Seele; und wie ein Blitzstrahl zuweilen die Nacht um uns erhellte, so hatte sie plötzlich in Robert Towehl die verborgene Dichternatur gespürt. Ein Mensch, der vielleicht in seinem Leben keinen Vers geschrieben hatte und doch mit der Poesie in seinem Innern im Hain der Musen wandeln durfte.

"Ja", erwiderte sie, "diese Klänge hier, in der Umgebung, sind wie ein himmlisches Bad, in das man taucht, um gestärkt und verklärt daraus hervorzugehen."

"Ganz recht, die Verklärung des Menschlichen durch die Kunst."

Das Vordringen auf dem kaum zu breiten Pfade schnitt die weitere Unterhaltung ab; um es ihr zu erleichtern, schritt Robert Towehl voran, die Zweige zurückbiegend. Immer noch lauschte sie den beständig Tönen, die jetzt näher klangen, und neben dem Weh, das sie in Eddas Innern weckten, stahl sich ein verführendes Gefühl gegen Robert Towehl in ihre Brust.

Endlich war der Ausgang des Tannendickichtes erreicht, eine Lichtung that sich vor ihnen auf, die im Halbkreise ein alter Eichenwald begrenzte, und hier, auf dem Grunde und Boden Ralfs von Stavenau, hatte das Zigeunervölkchen sich malerisch gelagert. Dort standen die mit schmutziger, grauer Plane überzogenen Wagen, in deren Nähe verstreut sich Frauen, Männer und Kinder gruppiert hatten; kleine Feuer brannten, auf denen in großen Töpfen die Suppe brodelte. Ein wenig abseits von dem lebhaften Gewimmel, an den Stamm einer Eiche gelehnt, stand der Geigenpieler, ein bildhübscher Burche mit schwarzem Kraushaar und schwermüthigen, dunklen Augen, die verträumt in unsichtbare Fernen schauten, während er die Geige das Lieb von der ungestillten Sehnsucht singen ließ. Er trug ein zerrissenes, schwarzes Sammtjaquet und um den Hals ein rothes Tuch. Das Ganze bot ein Bild glücklichen Friedens, eine Waldbühne, wie sie malerischer sich kaum denken läßt.

"Ich möchte ihm eine Kleinigkeit schenken für sein herrliches Spiel", sagte Edda, die mit ihrem Begleiter noch unbemerkt zwischen dem Behang der letzten Tannen stand.

Das war auch gestern meine Absicht, aber da kam ich schon bei diesem Unikum von Künstler an! Sobald er merkte daß ich ihm Geld schenken wollte warf er mir einen wüthenden Blick zu und schüttelte energisch den Kopf, so daß ich sah, er verlangte ungestört zu bleiben. Sonderbarer Gesell! Natürlich hielt statt seiner ein anderer mir den Teller hin, auf den ich mein Geldstück für den seltenen Genuß von Natur und Kunst legte."

Robert Towehl hatte denn auch kaum ausgesprochen, als einer der Männer sie bemerkt und mit dem Zinnteller näher kam, auf den ein Geschenk gelegt wurde.

In diesem Augenblicke vernahmen sie aus der Ferne her das dumpfe Geräusch nahender Fußtritte.

"Vielleicht sind es Gendarmen, welche die Bande über die Grenze schaffen wollen — ich hörte schon in der Stadt, daß es geschehen solle", bemerkte Robert.

Einer unwillkürlichen Bewegung folgend, trat Edda weiter zurück zwischen die schützenden Zweige, als wenige Minuten später die Reiter aus dem gegenüberliegenden Eichenwalde heraus in der Richtung erschienen; aus Eddas Wangen war alles Blut gewichen — in Begleitung der zwei berittenen Gendarmen, deren Waffen und Helme im röthlichen Sonnenglanze bligten, befanden sich Herr von Stavenau und Baron von Schillingbrook. Im Nu war das Bild verändert; laut befehlende Stimmen erschallten, Protestiren von Seiten der älteren Zigeuner, schließlich die Bitte, indem sie auf die brodelnden Töpfe zeigten, ihre Mahlzeit zuvor einnehmen zu dürfen, doch die Herren ließen sich auf ein Kompromiß nicht ein und bestanden auf dem sofortigen Aufbruch, dem die dunkelhäutige Gesellschaft schließlich, Flüche und Verwünschungen austosend, zu gehorchen gezwungen war. Die friedliche Waldbühne verwandelte sich in ein Bild fluchtartiger Hast und Panik, die Wagen wurden voll gepackt — die Pferde vorgespannt, die flackernden Feuer ausgelöscht.

"Fürchten Sie sich?" fragte Robert Towehl, dem Eddas Erblassen und Verbergen nicht entgangen war.

"Ja", ent schlüpfte es ihr; konnte sie doch Ralf genugsam, um zu wissen, daß es ihm höchst fatal sein würde, in Gegenwart des Barons seine Braut hier im Gebüsch versteckt mit Direktor Towehl zu begegnen. Und von seinem Standpunkte konnte sie ihm nicht unrecht geben. "Ich möchte vermeiden, von den Herren gesehen zu werden."

"Das ist begreiflich", entgegnete er, "und ich halte es für besser, noch mehr zurückzugehen."

"Nein, keine Bewegung jetzt! Die Sonnenstrahlen bringen hier herein, mein helles Kleid könnte zum Verräther werden!"

Wie peinlich es ihr war, sich in dieser demüthigenden Lage vor Robert zu sehen! Durch die Lücken der Zweige beobachtete sie jede Bewegung ihres Bräutigams, als er, auf seinem edlen Zuchshengste sitzend, die armselige, haltende Bande über sah; würde sein prüfender Blick die Nadelwand durchdringen und sie hier entdecken? Ein Moment regungsloser Spannung folgte — Ralfs Augen waren fest auf diesen Punkt gerichtet, als ob sein scharfes Auge Ungehöriges dort bemerkt —

Da wandte er sein Pferd und trieb die Zigeuner zu noch größerer Eile an. Edda ist ungewiß, ob er sie gesehen hat — fast möchte sie es behaupten, sein Auge ist, da er ein passionirter Jäger, im Erspähen geübt. Vielleicht will er ihr die Verlegenheit eines Begegnens unter so vernichtenden Umständen ersparen.

"Unsere Waldbühne ist zerstört", sagte Robert Towehl, das peinliche Schweigen brechend. "Armes Gesindel, etwas weniger barbarische Eile hätte die Vertreiber mehr geehrt."

"Herr von Stavenau ist in seinem Rechte", stieß sie gereizt hervor, "es ist ein Diebesgesindel, das den Bauern die Hühner und Gänse vom Ager stiehlt!"

"Zigeuner — die ewig Gehehten haben ihre Anschauung von Recht und Unrecht und wir die unsere. Immerhin ist es lobenswerth, daß Sie Ihren Bräutigam verteidigen und in seine Geistesrichtung sich hineinzuleben bestrebt sind. Aber weshalb die zitternde Angst vor ihm? Christian Geerborgs Tochter sollte nicht nöthig haben, ihre Handlungsweise zu verleugnen oder gar sich zu verstecken, sondern in jeder Lebenslage den Muth der Wahrheit besitzen."

Da Towehl recht hatte, trafen seine Worte Edda um so empfindlicher, doch mit dem auflehrenden Troste ihm gegenüber verschloß sie sich abichtlich der Wahrheit.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn die Glocken läuten . . .

Skizze

von

Doravon Meeden.

(Nachdruck verboten.)

Fest in den schweren Pelzkragen gewickelt, schritt sie neben ihm dahin. Der Schnee knirschte unter ihren Füßen, von Norden her wehte ein scharfer schneidender Wind, und der Muff, den sie dann und wann gegen ihre Wangen hielt, gewährte ihr gegen diese beißende Luft nur unvollkommenen Schutz. In diesem Augenblicke fühlte sie sich ganz unglücklich, kalt von außen, kalt in ihrem Herzen.

Ihr Eheleben — sie waren erst wenige Monate verheiratet — war sonst kein unglückliches. Sie hatte das Dämmste getan, was ein Mensch tun kann — ihren Mann aus Verdrüß genommen — aber bis jetzt war es auch ohne Liebe leidlich gegangen.

Kurze Zeit nachdem ihre erste Verlobung gelöst war, als sie von Bitterkeit erfüllt war, weil jener andere sie vernachlässigt hatte, war er gekommen. Er war zehn Jahre älter als sie, ein großer, hübscher Mann, der sich eines großen Ansehens erfreute und eine glänzende Karriere vor sich hatte. Sie glaubte, er habe sich in ihr schönes Gesicht verliebt; denn kurze Zeit nach ihrer ersten Begegnung hatte er um sie angehalten. Sie hatte ihm ehrlich alles gebeichtet, ihm gesagt, daß sie nicht glaube, jemals wieder so lieben zu können, wie sie es einmal getan, und daß sie für ihn nichts als Achtung und innige Freundschaft empfinde. Ob er damit zufrieden sei? Er hatte es darauf ankommen lassen, in der Hoffnung, daß sich dies wohl noch ändern würde, daß sie lernen würde, ihn zu lieben.

Aber es hatte sich nichts geändert, und die kurzen Monate ihrer Ehe waren eine lange Marter für ihn gewesen. Sie ahnte nichts davon, sie kannte ihn so wenig, und als sie immer kühl gegen ihn blieb — zwar sehr freundlich, aber so unnahbar! — da hatte er sich stolz in sich zurückgezogen. Sie wußte es nicht, sie fand, daß sie ihre Pflicht erfülle, wenn sie nur immer freundlich

gegen ihn sei und sein Hauswesen ordentlich besorge: er hatte von Anfang an gewußt, daß er von ihr nicht mehr zu erwarten habe. Sie glaubte, er sei zufrieden, er hatte sie nur genommen, weil sie so schön war, nicht um ihrer selbst willen — —!

Sie war im allgemeinen nicht unglücklich gewesen, aber sie hatte eine gleichgültige Haltung angenommen gegenüber allen tieferen Dingen des Seins; seit ihrer großen Enttäuschung suchte sie an der Oberfläche zu leben. Und deshalb hatte sie sich begnügt mit dem, was das Leben ihr gab, mit ihrer gesellschaftlichen Stellung, dem großen Vermögen, ihrem hübschen, gefeierten Mann. Warum war sie nun aber seit einigen Wochen nicht mehr heiter, warum fühlte sie sich unbefriedigt, gänzlich unbefriedigt, und warum verlangte sie nach etwas anderem?

Und während sie da sinnend neben ihm einerschritt, und ihren Gemütszustand zu analysieren suchte, fühlte sie sich immer kälter und unglücklicher werden. Sie antwortete ihm fast gar nicht mehr und sagte endlich mit dem Tone des Vorwurfs in ihrer Stimme.

„Können wir nicht umkehren? Ich erfriere beinahe.“

Er sah sie an mit seinen freundlichen, blauen Augen und lächelte:

„Die Luft tut Dir so gut, das weißt Du doch, Kind, und gestern bist Du gar nicht aus dem Hause gekommen.“

Sein gemüthlicher Ton erzürnte sie, und sie sagte halb weinend: „Aber es kann mir nicht gut tun, wenn ich mich erkälte, es macht mich krank, ich will nach Hause.“

Fast unmerklich zuckte er die Achseln, ein Ausdruck der Enttäuschung — denn er hatte sich noch immer nicht in sein Los gefügt — glitt über sein Gesicht; aber er gab ihr nach.

„Meinetwegen denn, wie Du willst.“ Und mit einem heissenhaften Versuch, den kameradschaftlichen Ton, den sie meist gegeneinander anschlugen, wieder aufzunehmen, steckte er seinen Arm durch den ihrigen, neigte sich zu ihr hinab, und sagte scherzend:

„Pui, Frauchen, willst Du mir am letzten Tage des Jahres nicht ein etwas fröhlicheres Gesicht zeigen?“

„Ach ja, es ist Sylvester, es ist ja wahr,“ sagte sie gleichgültig, und machte den Versuch, sich noch tiefer in ihren Pelz zu verkriechen.

„Ich will sehen, daß ich etwas früher nach Hause kommen kann, dann können wir uns einen vergnügten Abend machen.“

Sie bemühte sich, ihre Apathie abzuschütteln.

„Mußt Du nach dem Essen noch einmal ins Kontor?“

„Ja, es ist sehr viel zu tun, aber wenn ich kann, werde ich nach einem Stündchen wiederkommen; wir müssen den Jahresluß festlich begehen.“

„Tun wir das,“ sagte sie munter; doch es ließ sie vollkommen kalt, wie sie gegenwärtig alles kalt ließ. Er merkte es und sagte nichts mehr.

Als sie nach Hause kam, ließ sie sich vor dem Feuer nieder, um sich zu wärmen. Sie fühlte sich langweilig gestimmt, ganz anders als wie im Beginn ihrer Ehe. Sie verlangte nach etwas, aber sie wußte nicht recht, was es sei. Sie hatte doch Abschied genommen von allen ihren Mädchenillusionen, von ihren einstigen Träumen von Eheglück. Lebte ihre Seele noch und war sie nicht mit ihrer jungen Liebe gestorben? Was in ihr lebte, das war ihr Verstand, ein kalter, berechnender Verstand.

Sie war so kühl geworden.

Heute vor zwei Jahren war sie noch mit jenem anderen verlobt gewesen, hatte sie noch an die Menschen, an das Leben geglaubt. Und nun war sie verheiratet und fühlte sich nicht glücklich.

Und es war Sylvester.

John hatte daran gedacht, er würde heute Abend früher heimkommen. Gewöhnlich blieb er nach dem Essen bei ihr, aber in den letzten Wochen des Jahres hatte er im Kontor so viel zu tun. Er erwies ihr immer die

größten Aufmerksamkeiten, und sie wurde immer kühler gegen ihn. Wenn sie jetzt darüber nachdachte, mußte sie sich gestehen, daß sie in der letzten Zeit unausgesprochen gewesen. Sie wußte nicht, warum sie ihre innere Unzufriedenheit ihm entgelten lassen mußte. Was wollte sie denn? Es war doch Unsinn, herrliche, innige Liebe zu verlangen, ihre Seele war ja tot. Wenn John ein anderer Mensch wäre, wenn er sie wirklich liebte, und nicht bloß ihr schönes Gesichtchen, dann würde es vielleicht anders sein. Vielleicht!

O, würde es dann möglich sein, würde sie es k ö n n e n ? War es denn das, daß sie nach etwas Tieferem verlangte, daß ihre arme Seele, die sie gestorben wähnte, nach Liebe schmachtete? Würde sie sich dann noch hingeben, ihr innigstes Selbst geben können, wenn ihr Mann sie liebte? Aber er liebte sie nicht, er fand sie nur schön.

Und dieser Gedanke, der ihr früher als ganz natürlich erschienen war, verursachte ihr jetzt grimmigsten Schmerz. War sie denn nur ein Luxusartikel für ihn?

Und doch . . . sie hatte ihm nichts vorzuwerfen. Er tat sein möglichstes, sie glücklich zu machen, und es wäre ungerecht gewesen, mehr zu fordern, als sie selbst gab. Er gab ihr ja schon so viel mehr! Wie gleichgültig und kühl war sie gegen ihn, und er blieb gegen sie immer gleichmäßig herzlich, gleichmäßig aufmerksam. O, warum sollte sich das alte vertrauliche Verhältnis nicht wieder herstellen lassen? Sie wollte sich bemühen, denn so, wie es jetzt war, konnte es nicht weiter gehen; sie kam ihrem Versprechen nicht nach, ihm eine gute Frau zu sein, und — und wenn er ihr noch mehr entfremdet wurde, was dann? Sie war verwundert, daß dieser Gedanke sie so schmerzlich berührte. Denn sie liebte ihn ja nicht.

Das Kaminfeuer loderte auf mit rötlicher Glut, und goß über ihr Gesicht einen phantastischen Schein. . . .

John war nach dem Essen wieder in sein Kontor gegangen und Tine blieb allein. Eine unbestimmte Wehmuth überkam sie, aber sie wollte sich ihr nicht hingeben. Sie wollte ihre Ehe nehmen, wie sie war, ohne tiefe Zuneigung, aber mit viel Güte und Sanftmut, die ihr beider Leben erhellen konnten, verhältnismäßig glücklich zu machen suchen. Damit wollte sie nun sogleich beginnen, sie wollte sich bemühen, mit ihm einen vergnügten Abend zu verleben, wie John sagte. Sie zündete alle Gaslampen an, ordnete die Blumen neu, für die John immer so fleißig sorgte, auf dem Kaminsims stand eine große Vase mit Stechpalmen und Mistelzweigen, die er zu Weihnachten mitgebracht hatte.

Welch' freundlichen Anblick bot dieser Busch mit den weißen und roten Beeren und den glänzenden Blättern! Womit sollte sie ihren Mann empfangen?

Aufern und Champagner? Würde er sich viel daraus machen? Plötzlich erinnerte sie sich, von ihm einmal gehört zu haben, daß seine Mutter am Sylvesterabend immer Pfannkuchen mit Punsch gegeben hatte. Er hielt diese alten Erinnerungen aus seiner Jugend sehr in Ehren. Wenn sie Pfannkuchen holen ließe?

Als John, viel später, als er gemeint hatte, nach Hause kam, erwartete ihn Tine in ihrem neuen Kleide, mit Blumen im Haar, am Teetisch. Ueberrascht durch die festliche Beleuchtung, blieb er unter der Türe einen Moment stehen.

„Aber Frauchen . . .“

Ein Schein des Glückes glitt über sein hübsches Gesicht. Tine sah es und wurde dunkelrot.

„Du meinstest, wir wollten uns heute einen vergnügten Abend machen, und ich habe schon damit begonnen. Aber nun sehe Dich. Wo stichst Du denn so lange? . . . in zwei Stunden haben wir Neujahr!“

Sie bemühte sich heiter zu sein, den alten kameradschaftlichen Ton wieder zu finden, aber es ging nicht. Sie neckten sich, doch es war nicht so wie früher, sie war ein bißchen verlegen, nicht mehr unbefangen.

Und für beide war es eine große Enttäuschung, eine tiefe Kränkung, daß sie es sich einen Augenblick anders

vorgelegt hatten. Das Zimmer mit den Blumen, die freundliche Vase mit Stechpalmen und Mistelzweigen, das helle Licht . . . wie erschien ihnen alles so fremd, so unecht, da ihr eigenes Herz so leer war!

Und jenes unsichtbare Etwas erhob sich immer höher zwischen ihnen und wurde beinahe unerträglich . . .

... Tine hatte selber das Teezeug aufgeräumt und trug die Platte mit dem Punschgeschirr und die Schale mit den Pfannkuchen auf. Er sah sie fragend, beinahe freudig an.

„Wie kommst Du darauf, das zu geben? Als Kinder bekamen wir das auch immer.“

„Das hast Du mir einmal erzählt,“ sagte sie fast verlegen.

„Und Du hast es Dir gemerkt, Tine? Wie freundlich von Dir, daran zu denken!“

„John,“ sagte sie leise, „warum sollst immer nur Du Aufmerksamkeit erweisen? Dürfen wir die Sache nicht einmal umkehren?“

Er schwieg, aber auf seinem Gesicht verriet sich ein innerer Kampf, fast Verzweiflung, daß sie ganz betroffen war und nicht wußte, was sie antworten sollte.

Er hatte sich halb von ihr abgewendet und starrte schweigend vor sich nieder.

Sie blieb, an den Tisch gelehnt, stehen und wendete den Blick nicht von ihm ab. Und da mit einem Male sah sie mit untrüglicher Klarheit, daß er es war, nach dem sie unbewußt verlangt hatte; jetzt wußte sie, daß sie ihn liebte, ihn, ihren Vatten. Und da sie ihn so unglücklich sah, flammte die wilde Hoffnung in ihr auf, daß alles noch gut werden könne.

„John!“ sagte sie leise.

Er sah empör.

„Kind, warum marterst Du mich so?“ Seine ganze Selbstbeherrschung, sein Stolz waren verschwunden, er schien wie durch ein schweres Leid ganz gebrochen.

„Was meinst Du denn, John? Warum bist Du so wunderbar?“

Sie sprach fast zärtlich, kam aber keinen Schritt näher.

„Wunderlich?“ sagte er beinahe heftig. „Und was ich meine? Daß Du mit mir heute ein Spiel treibst. Ach, Du bist sonst immer so kühl gegen mich, ich weiß es wohl, es war bumm von mir, etwas anderes zu erwarten; doch daran würde ich mich gewöhnt haben. Aber Du darfst nicht mit mir spielen, wie heute, Du darfst es nicht, Tine. Du weißt nicht, wie grausam es von Dir ist, mir Hoffnungen zu machen. Ich weiß ja, daß Du reich nicht liebst, sondern immer noch jenen andern, und ich will mir mein Leben nicht zerstören lassen. . .“

Sie hatte ihn erst sprechen lassen, sie hielt sich selbst für so grausam, aber es tat ihr wohl, ihn so verzweifelt zu sehen. Nun wußte sie ja! Doch als er auf jenen andern angespielt hatte, da konnte sie nicht länger schweigen.

Sie sah ihm gerade in die Augen, und sagte mit fester Stimme: „John, das darfst Du nicht sagen, an ich denke ich keinen Augenblick mehr. Glaubtest Du denn wirklich, daß ich ihn liebte?“

Ihre Stimme war so ruhig und so entschieden, sie schienen sich ihrer selbst so sicher, daß es von ihr aus wie ein großer Friede über ihn kam. Aber er war noch nicht gefaßt genug, um alles in sich aufzunehmen, was sie sagte.

„Ich konnte es nicht wissen,“ sagte er matt, „Du bist so kühl und unnahbar. Bist Du ehrlich gegen mich, Tine?“

„Nein,“ sagte sie leise, „nicht ganz.“

Er sah zu ihr auf, durch den Ton ihrer Stimme tief bewegt. Sie stand noch immer an der anderen Seite des Tisches. Sie sagte nichts, sondern neigte sich vornüber, um ihn lange anzusehen. Und dann verstand er . . .

... Draußen läuteten die Glocken das neue Jahr ein. Und für zwei glückliche Menschenkinder hatte ein neues Leben begonnen.

Aufgaben und Räthsel.

Rebus



Auflösungen aus voriger Nummer. Diamanträthsel.

B
A
t
N
a
p
p
e
P
a
u
f
f
e
n
B
e
r
f
e
r
l
e
r
S
o
n
n
e
n
b
l
u
m
e
B
a
p
f
e
n
s
t
r
e
i
c
h
S
c
h
r
o
t
m
ä
u
s
e
S
c
h
a
r
l
a
c
h
S
c
h
e
i
d
e
S
e
i
d
e
A
c
h
h

Gegenjühräthsel.

I
n
d
i
a
n
e
r
D
i
e
r
h
o
l
z
D
a
m
m
e
r
f
e
s
t
A
n
d
e
r
n
a
c
h
N
o
r
d
l
i
c
h
N
e
u
e
l
a
n
d
I
m
m
e
r
g
r
ü
n
S
o
n
n
e
n
b
a
l
F
e
l
d
w
e
i
c
h
e
r
E
n
g
e
l
b
e
r
g
U
n
t
e
r
l
a
g
e
E
n
g
l
a
n
d
N
e
c
h
t
s
f
r
a
g
e

Johannsfener. (Sundermann.)

Ordnungs-Aufgabe.

Ein tieferes Menschenleben
Ja wie ein Quell, verlegt im Sand,
Weil er den Weg zum Meer nicht fand,
Wohin die Quellen alle streben.

Bodenstedt.

Rebus.

Selbst die Gule findet ihre Jungen schön.

Auflösung des Räthfels aus gestriger Nummer: „Beischast“.

Rheinisch-Westf. Handels- und Schreib-Lehr-Anstalt,

Wiestaden, Rheinstrasse 103.



Gründl. Ausbildung für den kaufm. Beruf

Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz.

Stenographie, Maschinen- und Schönschreiben.

Tag- und Abendkurse.

Prospekte gratis und franko.

6397



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)



Die neue Versicherungsart.
„Morgen laß ich mir aber ganz
gewiß in die Unfallversicherung
aufnehmen.“

~ ~ Immer derselbe. ~ ~



Gattin: „Ach, Heinrich, ich fühle mich, seit wir Berge
steigen, wie neugeboren.“
Gatte (Geizhals): „Um Gotteswillen, Marie, zwei Ge-
burtstage!“

~ ~ Unter Handlungsreisenden. ~ ~

„Also die Kleine hat Deinen Antrag abgelehnt?“
„Rundweg; nicht mal ganz aussprechen hat sie mich!“



iebeserklärung.

In der Studierstüb' füllt ein Philosoph
Der Seiten viel aus seines Wissens
Schatz;
Es nennt „Der Liebe Wesen“ sich sein
Stoff,
Und als des Ganzen Kron' schreibt er
den Satz:
„Ich muß gesteh'n am Schlusse meiner
Lehren,
Daß sich die Liebe niemals läßt er-
klären!“



Zur selben Stunde, um die Mitternacht,
Da stieg ein Bauernbursch im Monden-
schein,
Getrieben von verzehr'nder Liebe Macht,
Zu einer drallen Magd ans Kämmerlein;
D'rauf hat er ihr, als sich die Lippen
fanden,
Die Lieb' erklärt! Und sie hat ihn ver-
standen.

Wilmann.



Auf dem Bureau.

Schreiber (zum Kollegen): „Mensch,
arbeiten Sie doch nicht so schrecklich...
ich schwinde ja schon!“

Die Menschenjagd.

Nach mehrstündiger Fahrt dem Eisenbahn-Coupé entstieg, schlenderte ich auf einem schattigen Waldpfade meinem Ziele zu. Endlich heißt der Wirt mich mit biederem Handschlage willkommen.

Doch ein kaltes Entsetzen durchrieselt mich schon im nächsten Augenblick, als mein Blick auf zwei Männer fällt, welche, an einem Tischchen unter der Wirtshauslinde sitzend, mich unheimlich scharf ins Auge fassen.

„Derr Wirt,“ stammelte ich, „was sind das für Herren?“

„Berliner!“

Ich stieß einen unartikulierten Bebruch aus. Da hatte ich also die Versicherung! kein Zweifel, daß ich zwei vertrackte Bodenspekulanten vor mir hatte, welche dieses Waldparadies als Terrain für qualmende Fabriken erwerben wollten oder gar — horribile dictu — einen Cigarren- und einen Weinreisenden.

„Was sind die Herren?“ fragte ich mit atemloser Spannung.

„Der Eine, der Lange mit der Brille, ist, wie ich glaube ein Herr vom Gericht —“

„Und der Andere mit dem schwarzen martialischen Bart?“

„Jst, wie mir scheint, Kriminal-Kommissarius.“

Fast wäre ich zu Boden gesunken; denn mit entsetzlicher Klarheit bligte in mir das Bewußtsein auf, daß ich mich sehr scharf über gewisse politische Verhältnisse, über Steuern, ja sogar über einen Minister ausgelassen.

~ ~ Klassisch. ~ ~



Aber, dachte ich zähneknirschend, sehr leichtes Spiel sollt ihr mit mir nicht finden.

Ich sprang auf, stürzte das mir vom Wirt herbeigeholte Glas Bier mit einem Zuge hinunter und, mein Reisgebündel seinem Schicksal überlassend, stürmte ich davon.

Und als ich bei einer Wendung des Pfades schon zurückschaute, richtig, da folgten mir die beiden Berliner, und diese Wahrnehmung beslügelte meine Schritte. Mit haltsbrechender Gefahr stürzte ich der Holzplanke zu, welche über einen Bach führte und welche ich, nachdem ich sie überschritten, in die Flut stürzen konnte. Schon stürme ich über das Brett; — da treten hinter diesen Baumstämmen meine beiden Plagegeister hervor, sich salonmäßig vor mir verbeugend. Ich war, wie man es waidmännisch ausdrückt „gestellt,“ und mein Schicksal war besiegelt.

„Meine Herren, was wollen Sie von mir?“ rief ich nach Atem ringend mit zornblühenden Augen.

„Verzeihen Sie,“ sprach der Blonde im artigsten Tone, „spielen Sie Stat?“

Nach fünf Minuten saßen wir munter bei dem edlen Spiele.

Ein Gefühls-mensch.

Gefangener (zum anderen, der eben vom Gericht zurückkommt): „Also fünfzehn Jahre hast Du gekriegt, armer Kerl; ich hab's Dir aber gleich angezeigt, Du sahst ganz niedergeschlagen aus!“

„D, das war nicht deshalb; aber der Abschied von meinem Advokaten, der mich so lange Jahre verteidigt hat, hat's mir angetan!“

== Gut für Spitzbuben. ==



Patentuhr mit Revolver für verspätete Wirtshausbesucher.

Die schöne Hälfte.

„Du, das ist die schöne Hälfte von Müllern.“

— „Um Gottes Willen, wie häßlich muß der aber erst sein.“

Aufgelöst.

Gast: „Eristiert hier im Ort nicht ein vegetarischer Verein?“

Wirt: „Früher, lieber Herr; seitdem die Fleischpreise vorigen Sommer so sehr gefallen sind, hat er sich aufgelöst!“

Angenehme Verwechslung.



Baron X.: „Bin entschieden dafür, daß die Fracks ab-
geschafft werden. Die Verwechslungen mit den Kellnern —“

Baron Y.: „Schadet bisweilen nichts. Hören Sie! Auf der Soirée bei Kommerzienrat Daer stehe ich im Vorzimmer, als mich plötzlich zwei weiche Arme von hinten umschlingen und ich ein Paar schöne Küsse fühle. Ich wende mich um — es ist die Jose der Gnädigen, welche, mich erkennend, entsetzt flieht. Sie hatte mich für ihren Bräutigam, einen Lohndiener, gehalten.“

Er raucht.



„Heizen auch die Ofen alle gut?“

„Es ist noch keine Klage eingelaufen, nur dieser Ofen hat im vorigen Winter nicht geheizt.“

„Nicht geheizt? Raucht er vielleicht?“

„Sind sehr gütig, gnädiger Herr, wenn's gerad' eine Cigarre übrig haben, bin ich schon so frei.“

Kindliche Ansicht.

Die kleine Elsa: „Mama, haben die kleinen Schweinchen auch schon Würstchen im Leib?“

Im Zweifel.

Alte Jungfer (die die Suppe versalzen hat): „Gott, in wen bin ich denn nun eigentlich verliebt?“

Theater-Anzeige.

Zur Feier von Shakespeares Geburts- und Todestag:
Neu einstudiert:



„Schnur um mich reißen“

„Dreh dich um mich reißen“

Der Realist.



Sie: „Ich liebe Konzerte mit Begeisterung!“
Er: „Und ich Diner mit Champagner.“

Ungenügend.

Hausfrau: „Der Lohn, den ich Ihnen geben kann, ist zwar nicht hoch, dafür sollen Sie aber ganz wie zur Familie gerechnet werden!“
Dienstmädchen (das kurz zuvor eine Szene zwischen den beiden Gatten beigewohnt hat): „Das heißt, Madame, ich möchte nun doch etwas besser von Ihnen behandelt werden, wie Ihr Mann!“

Mitleidig.



„Wissen Sie, Frau Schulzen, was ich heut zu Mittag gehabt hab' — Kaninchen!“
„Du seh'n Sie 'mal, ja, ich hab' es auch immer gesagt, warum sollen die armen Tierchen vor die andern Tiere so zurückgesetzt werden.“

Die Hauptsache.

Hausfrau: „Sie können alle vierzehn Tage ausgehen, sind Sie damit zufrieden?“

Neues Dienstmädchen: „Ja, es kommt nur darauf an, wie oft Sie ausgehen!“

Verschnappt.

Gattin: „Ach, Du bringst mir ja heut' einen Hasen von der Jagd mit und noch dazu einen so feisten, großen.“

Gatte (schnell einfallend): „Ja, der kostet auch vier Mark, liebes Kind!“

Im Karneval.

Stromer: „Wenn ich die Lumpenbande anschau' komm ich mir vor wie 'n Graf.“

Hieb.

Fräulein: „Könnte ich doch noch einmal sechszehn Jahre alt sein!“

Herr: „Ich möchte auch zwanzig Jahre jünger sein!“

Ein Racheakt.

A.: „Deinem Schwager empfahst Du eben den Doktor Reuntödter als Hausarzt; ich denke, dieser Mensch ist Dein erbitterter Feind!“

B.: „Allerdings; aber meinen Schwager kann ich noch viel weniger leiden!“

Seine Motivierung.

Gläubiger: „Sie haben mir doch schon vor Jahresfrist versprochen, daß ich der Erste sein solle, den Sie bezahlen!“

Herr: „Ganz recht, und ich hab' auch mein Wort gehalten, denn bis jetzt hat keiner von mir Geld bekommen!“

Boshaft.

Freundin (erstaunt): „Wie, zwanzig Jahre ist Dein Bräutigam älter wie Du . . . aber höre mal, der muß ja furchtbar alt sein!“

Endlich sittlich.



Wie die Hausfrauen in Kamerun die lieben Kleinen in Raison halten.